

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 38

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweres Flugunglück bei Waldenburg (3 Tote).

Am Freitag den 10. September, nachmittags, ereignete sich bei Waldenburg ein schweres Flugunglück. Die Kursmaschine Bern-Basel prallte in dichtem Nebel gegen einen Berghang in der Nähe der Waldweide bei Waldenburg. Pilot Eberschweiler aus Bern und zwei englische Passagiere kamen dabei ums Leben. Wie durch ein Wunder kam der Bordfunker Huggler mit dem Leben davon. Das Unglück ist auf schlechtes Wetter, verbunden mit sehr schlechter Sicht, zurückzuführen. Pilot Eberschweiler stand seit Jahren im Dienst der „Alpar“ Bern und war als ausgezeichnete Pilot bekannt. Im Militär bekleidete er den Rang eines Fliegerhauptmanns.

Links: Das zweimotorige Unglücksflugzeug, ein Hochdecker mit Passagierkabine; unten dessen Trümmer.

Rechts oben: Bordfunker Huggler, der gerettet werden konnte.
Rechts unten: Pilot Eberschweiler, der ums Leben kam.

und die feberheiße Hand des Kindes gestreichelt. Besorgt schaute die Pfarrerin in das blasse Gesicht ihres kleinen Mädchens.

Gegen fünf Uhr — es begann bereits zu dämmern — erschien der Pfarrer und ordnete die Nottaufe an. Barbara wurde beauftragt, den Kandidaten zu holen, der Pate stehen sollte.

„Nun?“ fragte er. „Was bringst du neues?“

Da sah sie schon auf seinen Knien, schlang die Arme um seinen Nacken und weinte. Endlich konnte sie weinen!

„Du sollst nach unten kommen“, schluchzte sie, „Wasser will mein Kind taufen, weil es sehr krank ist —“ sie umkrampfte seine Hände. „Onkel Kandidat —“ brach es plötzlich aus ihr hervor, „weißt du, ob es — ob es — wirklich sterben muß?“

Svenfon streichelte das flachsblonde Haar des Mädchens und schaute einige Augenblicke gedankenvoll in die ruhige Flamme der Lampe. Dann sprach er: „Ob es sterben muß, das weiß niemand, außer Gott.“

„Nein!“ rief Barbara schmerz erfüllt aus, „ich liebe es doch so sehr; es wird es doch so gut haben bei mir!“ Tränen liefen über ihre Wangen.

„Wo —“ erwiderte der Kandidat mit einem wehmütigen Lächeln, „könnte ein Menschenkind es besser haben als bei Gott?“

Es ist der einzige Ort, wo es sogar schöner ist, als bei der Mut-

ter . . . Aber ich wollte dir etwas erzählen: als ich zehn Jahre alt war, bekam ich ein kleines Brüderchen. Das war eine große Freude, denn ich war bisher das einzige Kind gewesen. Eine Woche später aber lag es in einem kleinen, weißen Sarge. Zu seinen Häupten und Füßen brannten Kerzen, und meine Mutter saß neben seinem letzten Bett, wie eine Gestalt von Stein. Am Abend, ehe man es auf den Kirchhof trug, schlich ich mich in das Leichenzimmer und drängte mich leise an der Mutter Knie. Da sagte sie mit einem ganz entrückten Lächeln: „Jetzt weiß ich, Holger, daß ich einen eigenen Stern am Himmel habe . . .“ — „Einen Stern?“ — „Ja, Holger, jedes kleine Kind, das ins Leben tritt, nur um gleich wieder zu sterben, wird von Gott als strahlender Stern an den Himmel gestellt, damit wir nie vergessen sollen, daß dort unsere wahre Heimat ist!“

Ganz still war Barbara geworden, während der Erzählung. „Vielleicht —“ sagte sie jetzt flüsternd, hat Gott auch mir kein lebendiges kleines Kind schenken wollen, sondern bloß — ein Sternkind . . .“

Sie gingen Hand in Hand die Treppe hinunter. Eine tiefe, warme Sicherheit erfüllte Barbara. Mit kleinen, festen Schritten, den Kopf ein wenig in den Nacken geworfen, betrat sie das Zimmer, in dem klein Helga eben ihren letzten Kampf gekämpft. Die Augen waren schon geschlossen. —

Da faltete Barbara die Hände.

„Mein Stern“, sagte sie voll tiefer Zärtlichkeit. „Mein lieber, kleiner Stern!“

Weltwochenschau

Nationalrätliches Traktandum

Von allen Gegenständen, welche die Präsidienkonferenz des „Unterhauses“ in Bern auf ihre Traktandenliste genommen, interessiert den Mittelstand am meisten die kommende Debatte über die Verlängerung jener Maßnahmen, welche Warenhäuser und Einheitspreisgeschäfte darniederhalten sollen. Bezeichnenderweise gießen hier wieder die Welschen einen besonderen Zuschuß an Öl ins Feuer. Die Initiativen der Waadtländer und der Freiburger, welche den „Epa“-Geschäften ganz einfach das Lebenslicht ausblasen, sie für ihr Kantonsgebiet souverän verbieten wollen, beweisen allerhand.

Zunächst muß man sich klar machen, daß Filialverbot und Verbot der Errichtung neuer Geschäfte der genannten Art die bestehenden im Grunde herzlich freuen mußte. Neue „Epa“-Läden und neue „Bazare“ würden ja in erster Linie die bestehenden konkurrenzieren. Daß die Bundesbehörden diese Gefahr für weitere zwei Jahre hannen wollen, müßte die verschiedenen „Aktiengesellschaften für Billigwaren“ veranlassen, Danktelegramme nach Bern zu senden. Da gehen die Welschen schon anders vor. Sie scheinen nicht zu wissen, daß seinerzeit die Frontenbewegung den Bundesrat nicht weiter gebracht als gerade bis zur Verhinderung weiteren Wachstums der „Warenhauskultur“. Um nicht das Heer der Angestellten dieser Geschäfte brotlos zu machen! Und um nicht das Heer von Liebhabern von Bazarware zu brüskieren. Denken sie sich, den Bundesrat weiter treiben zu können? Auf ein Verbot im Kantonsgebiet wird es zunächst Prozesse hageln, denn die Verbotenen werden sich auf die garantierte Gewerbefreiheit berufen. Provisorische Ausdehnungsverbote schaffen noch kein „sicheres Recht“, auf das sich die Kantone berufen könnten.

Wird wohl in den eidgenössischen Räten das Gefühl wach, daß die „provisorischen Beschlüsse“ über die Unterbindung gewisser „Erwerbspraktiken“ lauter Verlegenheitsbeschlüsse sind und verraten, wie sehr man sich vor dem eigentlichen Thema, der Vernichtung unserer kaum hundertjährigen Gewerbefreiheit, fürchtet? Also vor der Verfassungsrevision! Der „Wirtschaftsartikel“, den der Bundesrat vorbereitet, soll ja bekanntlich diese „Revision“ vermeiden. Man will die alte Form der „Freiheit“ nicht drangeben, man wagt nicht zu denken, wie weit solche

Reformen greifen könnten! Man hofft, eine Erholung der Wirtschaft auf Vorkriegsniveau werde alle derartigen „Experimente“ überflüssig machen.

Wie viel leichter aber solche Reformen fallen würden, wäre nur einmal der Deflationskurs prinzipiell verdammt und ein allgemeines Normalniveau der Preise und Löhne garantiert, das müßte allen kommenden Debatten vorausgeschickt werden. Denn nichts erleichtert den kleinen Konkurrenten den Widerstand gegen die Großen mehr als solche Garantien. Will man nachher staatlich nachhelfen, tant mieu!

Eine Konferenz gelingt!

Wenig bedeutsame Konferenzen sind zwar in der neuzeitlichen Geschichte schon öfters gelungen; man denkt an die „Meerengenkonferenz“ in Montreux oder an die Sitzungen, welche die ägyptischen Kapitulationen beseitigten. Eine Vereinbarung wie die von Nyon am Genfersee aber hebt sich aus der konferenz- und vertragsreichen Epoche kraß heraus. Nur wenige Tage, und schon sind die Resultate da. Des Rätsels Lösung: Endlich gingen einmal die Interessen der Anwesenden parallel, waren einmal die Gegensätze von untergeordneter Bedeutung, fand sich einmal keiner, der die Resultate zum vornherein sabotierte. Und noch etwas: Endlich stand einmal England vor der Zwangslage, handeln zu müssen.

Was beschlossen wurde? Im Mittelmeer dürfen sich künftig U-Boote nur in Begleitung von Ueberwasser-Kriegsschiffen zeigen. Alle Anwohnerstaaten des Mittelmeeres üben in ihren Territorialgewässern die Seepolizei selbst aus. Auf hoher See wird dagegen Frankreich und Großbritannien die Aufsicht übertragen. Das betrifft die Hauptfahrstraße Gibraltar—Suez-Kanal und die sämtlichen Verbindungsstraßen Frankreich—Nordafrika. Die beiden Mächte erhalten internationale Vollmacht zur Vernichtung der höflicherweise nicht genannten Piraten. U-Boote, die mögen gehören wem sie wollen, haben ihre nationale Flagge zu zeigen. Solche, die sich durch Nichtbeachten der neuen Vorschriften verdächtig machen, Handelsschiffe verfolgen zu wollen, werden verfolgt. Haben sie Torpedos abgeschossen, dürfen sie vernichtet werden. Haben sie die Passagiere versenkter Schiffe gerettet, wird vom Meuersten abgesehen.

Man fragt sich nachträglich, wie wohl die Konferenz verlaufen wäre, falls Italien und Deutschland daran teilgenommen. Vermutlich nicht ganz gleich. Denn die Absage Italiens und die entsprechende Geste Deutschlands hatten keinen andern Zweck, als das neue Mittelmeer-Abkommen zu torpedieren. Als Vorwand wurde die Teilnahme Moskaus an den Verhandlungen bezeichnet. Moskau, das in zwei Notizen Italien der Piraterie bezichtigt hatte. Es ist natürlich etwas anderes, wenn fast alle englischen und französischen Zeitungen der Ansicht sind, Francos U-Boote seien italienisch bemannt und geführt und übten die gleiche Funktion aus wie die „Freiwilligen“ in Asturien; das ist nur Meuerung der „verdammten liberalistischen Presse“; wenn aber eine Regierung, zumal die Stalins, mit solchen Vorwürfen aufrückt, dann wird's zuviel. Und vor allem, man hoffte, die Westmächte seien schon schwach genug und würden sich bluffen lassen durch Roms und Berlins Absage, und war überglücklich, von Moskau so billige Gründe für die Torpedierung einer eben doch gegen Italien gerichteten Konferenz geliefert zu erhalten.

Man muß die britische Klugheit bewundern, die diesmal dem Bluff widerstanden und die eigenen Interessen durchgesetzt, ohne Italien zu provozieren. Der Versuch des Russen Litwinow, auf der Konferenz Italien anzuklagen, wurde vom britischen Delegierten Eden glatt unter den Tisch gewischt. Man sei zusammengekommen, um künftige Piraterie unmöglich zu machen, nicht aber, um die Urheber früherer Akte herauszufinden. Basta! Der russisch-italienische Notenstreit sei eine private Angelegenheit der beiden Staaten. Damit wurden Rom und Berlin die goldenen Brücken gebaut. Aber England hält bis zuletzt an der Fiktion der „Einigkeit“ und „Solidarität“

aller Mächte fest und tut, als seien alle gleichermaßen am Frieden interessiert. Mit stoischer Ruhe wird der Vorschlag Mussolinis, die Konferenz nicht abzuhalten, sondern den Piratenhandel dem Nicht-Einmischungs-Komitee zu übergeben, hingenommen. Basta . . . man antwortet darauf ebensowenig wie auf die russischen Anklageversuche, geht zur Tagesordnung über und . . . konferiert eben doch.

Berlin und Rom brauchen die goldene Brücke ausgiebig und lassen durch ihre Presse dem Publikum eine Darstellung der Ereignisse geben, die gar nicht mehr ahnen läßt, wie sehr sich die Diktatoren blamiert haben. So sieht der Fall nun aus: Die Westmächte haben auf der Konferenz erkannt, daß Moskau Zwietracht stiften wollte. Darum wüßten sie die Anklage Litwinows, des „jüdischen Abenteurers“, kurzerhand in den Kehrichtkübel und beschlossen, Ordnung zu schaffen. Der Geschlagene ist Rußland, das nun seine Piraterie einstellen muß. Wunderbar!

Litwinow hat, nicht ohne Grund, den Faschisten Gelegenheit gegeben, die Konferenz so darzustellen. Er wollte für Rußland das Recht der Sicherung seiner Handelsschiffe im östlichen Mittelmeer durch eigene Kriegsschiffe ermarkten. England hat nicht zugestimmt. Es war nie zu haben und wird nie zu haben sein für russische Marine-Übungen im offenen Mittelmeer. Also muß sich nun Moskau begnügen, seine karawanenweise abgeordneten Handelsschiffe zuerst den türkischen und griechischen und dann den britischen und französischen und schließlich den Valencia-Polizeischiffen anzuvertrauen. Gegen diese Bestimmung hat die russische Delegation Einwände erhoben und nur „ad referendum“ den Beschlüssen zugestimmt. Vermutlich werden nun die Franco-U-Boote gerade in den griechischen Gewässern gegen die Russen operieren und den Engländern zeigen, daß Nyon wesentliche Lücken offen gelassen. Im westlichen Mittelmeerbeden sorgen die vorläufig 60 britischen und französischen Zerstörer für Ordnung.

Mussolini hat die lakonische Einladung erhalten, sich dem „Vertrag von Nyon“ anzuschließen, ebenso sein Vasall Albanien. Sämtliche Uferstaaten außer den zweien sind mit England einig. Will er fernbleiben, mag er es tun. Adria und tyrrenisches Meer sind als italienische Gewässer der britisch-französischen Polizei entzogen. Das mildert die vielfach überzuckerte Demütigung, die der Duce zu schlucken hat. Im Kern trägt sie eine besondere Bitterkeit: Zuführen für Valencia werden durch Nyon sehr erleichtert. —an—

Kleine Umschau

Der Wettersturm hat uns grausam aus unseren schönen Herbstträumen oder vielleicht besser gesagt, aus unseren Träumen von einem schönen Herbst, herausgerissen. Und gegenwärtig frieren wir ganz elend in den Zukunftswinter hinein. Am gründlichsten verspürte diese Wandlung wohl die „Mezgergafschilbi“, die dadurch vom Sommerfest zum Regen- und Eisfest wurde. Zumindestens am Samstag, am Sonntag nachmittag gab's doch noch wenigstens hie und da ein paar Sonnenstrahlen, die sich in die Schau- und Schießbuden, ins Karussell und in die Riesengigampfe verirrt und die stolze Aufschrift: „Ob September oder März — die besten Würste gibt's beim Scherz“ vergoldete. Lange währte aber auch diese Herrlichkeit nicht und dann goß es wieder in Strömen. Und die Mezgergafschilbi freude mußte sich wieder in die Lauben und in die Wirtschaften verziehen.

Und da doch schon Mezgergafschilbi war, ging auch ich zum „Keflirytli“, allerdings nicht auf den Rathausplatz, sondern ins „Corso“ zu den bissigen Wässern. Na, aber gar so bissig war die Geschichte nicht, wenigstens nicht für mich unbedeutendes Lebewesen. Nicht gar so ganz harmlos war es aber für den Dichter-Politiker Ultramarine, der im „Dualisme“ hergenommen wurde, und auch nicht für einen unserer tätigsten Hochpolitiker, den Doswald im „Ministronne“ ausgezeichnet modlierte. Immerhin aber doch noch so harmlos lustig, daß ich überzeugt bin, daß die beiden Herren, wenn sie sich die Geschichte einmal ansehen